

Zeitschrift: Adelbodmer Hiimatbrief
Herausgeber: Stiftung Dorfarchiv Adelboden
Band: 78 (2017)

Artikel: Das Entstehen des Adelbodenbuchs aus "fremder" Sicht
Autor: Lerch, Fredi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1062750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Entstehen des Adelbodenbuchs aus «fremder» Sicht

Das im Herbst 2016 erschienene Buch zur neueren Geschichte Adelbodens haben 18 vorwiegend einheimische Autorinnen und Autoren geschrieben. Koordiniert und redigiert wurden ihre Texte jedoch vom Stadtberner Publizisten Fredi Lerch, der Adelboden zuvor nur vom Hörensagen kannte. Hier Fredi Lerchs Gedanken zum Entstehen des neuen Adelbodenbuchs aus seiner persönlichen Warte.

Am 25. November 2016 fand im Parkhaus Adelboden im Rahmen der Gewerbeausstellung eine Buchvernissage statt. Vorgestellt wurde das «Adelbodenbuch 2», das zusammen mit dem in dritter Auflage neu gedruckten «Adelbodenbuch» von Alfred Bärtschi (erschienen 1934 – jetzt heisst es «Adelbodenbuch 1») von der Gemeinde herausgegeben worden ist.

Weil ich an diesem Projekt zusammen mit Christian Bärtschi und Toni Koller als Co-Redaktor mitgearbeitet habe, nahm ich an dieser Vernissage nicht teil, sondern ergriff – wie meine beiden Redaktionskollegen – das Wort. Ich liess den anderthalbjährigen, zunehmend intensiven Arbeitsprozess mit 18 in Adelboden wohnhaften und/oder gebürtigen AutorInnen kurz Revue passieren und sprach allen, die mit mir zusammengearbeitet haben, meinen Dank aus. In meiner Rede würdigte ich die Projektarbeit als kulturellen Prozess und schloss, dieser sei «vilech uf en angeri Art grad so wärtvou wie das, was derby itz isch usechoo. Nid nume das zwöiten Adelbodebuech, ou der Prozäss, wo derzue gfüert het, het öppis mit Kultur z tüe. I säuber bi sogar dervo überzügt, dass Kultur, wome zäme macht, stercher würkt aus Kultur, wome nume zäme konsumiert.»

Ich weiss nicht, ob man mich verstanden hat. Ich redete ungefähr in der Mitte des niedrigen, fensterlosen, sicher hundertfünfzig Meter langen leergeräumten dritten Stocks im Adelbodenner Parkhaus, in und neben ein Mikrofon, mitten im regen Treiben der Gewerbeausstellung, zwischen Marktständen und Restaurationsbetrieben, auf einem fünfzehn Zentimeter hohen Podest, umstanden von einer aufs Ganze gesehen kleinen Traube von knapp hundert Leuten, die sich für diese Vernissage interessierten.

Das Argument von der Bedeutung jener Prozesse, die zu kulturellen Manifestationen führen, habe ich bemüht, weil der Antagonismus zwischen Kultur «von oben» und Kultur «von unten» für mich in letzter Zeit wieder wichtiger geworden ist. Bemüht habe ich es aber schon 1995, im Typoskript «Ur-Begert», aus dem dann das Buch «Begerts letzte Lektion» (1996) entstanden ist. Dort versuchte ich einleitend das kulturelle Phänomen zu fassen, von dem anschliessend die Rede sein sollte. Ich nannte es «Subkultur» und definierte diese «als Rückeroberung eines Kulturbegriffs, der etwas mit dem eigenen Leben zu tun hat und als Versuch, geistige und materielle Räume in Besitz zu nehmen, in denen dieses eigene Leben stattfinden könnte; ‹Subkultur› nicht als Produkt, sondern als Prozess». Im gleichen Text würdigte ich abschliessend die kulturelle Leistung des Protagonisten so: Begert habe es verstanden, «eine Gruppe idealistisch gesinnter, junger Leute für ein Kulturverständnis zu begeistern, das statt Konvention, Kommerz und Kunst zuallererst den Aufbruch zum unbekannten, besseren Leben meint – Kultur nicht als Produkt, sondern als Prozess». 1998 dann schrieb ich für eine Buchanthologie zur Berner Reitschule den Aufsatz «Die Kunst, den Aufbruch zu verteidigen». Darin charakterisierte ich «Subkultur» in fünf Punkten, wovon der erste lautete: «Der Aggregatzustand von Subkultur ist ‹flüssig›, nicht ‹fest›; ist Bewegung, nicht Materie; ist Prozess, nicht Produkt»: «Der Prozess ist gerade das, was in dem, was übrigbleibt, nicht mehr vorhanden ist; er ist das Schmiermittel der Maschine, nicht das, was sie produziert.»

*

Aus der Sicht eines «urbanen Linken», der ich geworden bin, war mir das touristische Bergdorf Adelboden bisher vor allem ein Ärgernis, weil es bei Abstimmungen regelmässig als eine der konservativsten Gemeinden im Kanton Bern auffällt (neben dem in diesem Kantonsteil üblichen WählerInnenanteil von 45–50 Prozent für die SVP kommen in Adelboden, das zum freikirchlichen «Bibelgürtel» des Kantons gehört, noch rund 20 Prozent für die EDU dazu).

Jetzt aber erlebte ich in Adelboden, wie ich auf Augenhöhe mit Einheimischen in einen spannenden kulturellen Prozess einbezogen wurde – oder genauer: in eine weitere Episode jenes Prozesses, der in diesem Dorf über die kontinuierliche Pflege der lokalhistorischen Tradition seit Generationen kulturelle Identität schafft. Seit dem 19. Jahrhundert arbeitete hier eine ganze Reihe von Chronisten;

seit 1947 erscheint zudem jedes Jahr eine Ausgabe des «Adelbodmer Hiimatbriefs» mit neuen lokalhistorischen Beiträgen; das Dorfarchiv hütet neben vielem anderen die Nachlässe der beiden bedeutendsten Lokalhistoriker des 20. Jahrhunderts, Alfred Bärtschi und Jakob Aellig. Mit dem Projekt, Alfred Bärtschis Adelbodenbuch bis in die Gegenwart fortzuschreiben, stellten wir uns in den Dienst dieses Prozesses.

Am Anfang des Adelbodenbuch-Projekts stand nicht die Empfehlung einer von oben eingesetzten Expertenkommission, sondern die Anregung Christian Bärtschis aus dem Kreis des Dorfarchivs. Als gebürtiger Adelbodner hatte er nach der Absolvierung des Berner Lehrerseminars Muristalden in Argentinien gearbeitet, Psychologie studiert, in Bern ein Kinderheim geleitet und schliesslich als Sekretär des kantonalen Heimverbands geamtet. Seither engagiert er sich in Adelboden stark für die chronistische Tradition und veröffentlicht Erzählungen in seinem Dialekt («Ds Nieseliecht», 2014; «Ä Welbi», 2015). Ich kannte ihn, weil er mich bei meinem Begert-Buch mit viel Hintergrundinformationen zur anthroposophischen und panidealistischen Reformpädagogik unterstützt hatte und wir seither freundschaftlich im Gespräch geblieben sind.

Für die Mitarbeit am Adelbodenbuchs 2 habe ich auch deshalb zugesagt, weil mich an der Idee überzeugte, dass sie «von unten» kam und nicht das Schöne oder das Unterhaltende an der kulturellen Arbeit ins Zentrum stellte, sondern das Notwendige. Als Redaktion begannen wir im Frühsommer 2014 mit der inhaltlichen Planung des Buchs, ein halbes Jahr später, am 28. November, ermöglichte die Adelbodner Gemeindeversammlung mit einem Bruttokredit von 150'000 Franken das Projekt (und mit einem Kostendach von 40'000 Franken meine Arbeit).

*

Seither bearbeitete ich (unterstützt von Toni Koller) die Beiträge redaktionell (drei von rund fünfzig schrieb ich selber) und garantierte die meist per E-Mail geführte Kommunikation mit den AutorInnen, mit der Gemeindeverwaltung sowie mit der Layoutabteilung und dem Koordinator der Druckerei. Was mich in diesen Monaten beeindruckte: Obschon alle AutorInnen bloss für eine symbolische Spesenpauschale arbeiteten, hielten sie Abmachungen mit strenger Zuverlässigkeit ein; nahmen die Kritiken und Anregungen mit grosser Ernsthaftigkeit

entgegen; akzeptierten die nötigen redaktionellen Eingriffe (oft Straffungen – massive Kürzungen nur im Notfall) – und nie verweigerten sie danach als Beleidigte die weitere konstruktive Zusammenarbeit.

Zu diesem kulturellen Prozess gehört für mich auch eine Anekdote: Im Sommer 2014 hatte ich mich als Co-Redaktor an einer Projektsitzung im Gemeindehaus Adelboden vorzustellen, an der auch der Gemeinderatspräsident «Obmann» Stefan Lauber teilnahm. Von den Redaktionskollegen wusste ich, dass Lauber politisch sicher kein Linker sei. Ich entschloss mich, ihm gegenüber offen zu reden. Was nützte es dem Projekt, wenn später jemand – zum Beispiel unter Verweis auf meine Website – im Dorf gegen mich als Linken Stimmung machen und die Redaktionsgruppe zu sprengen versuchen würde, und der Obmann von nichts gewusst hätte? Ich setzte an dieser Sitzung natürlich voraus, was hier jedes Kind weiß: Adelboden und die Nachbargemeinde Kandersteg ennen dem Berg sind als Tourismusdestinationen Konkurrentinnen, und in weltanschaulichen Fragen haben die Leute das Heu nicht immer auf der gleichen Bühne. Darum sagte ich zu Lauber, ich müsse klarstellen, dass ich ein Linker sei. Aber meine Freundin sei in Kandersteg aufgewachsen, habe in den 1970er Jahren als Verwaltungsangestellte ein Jahr lang im Gemeindehaus Adelboden gearbeitet und lebe heute wieder in Kandersteg – sie habe gesagt: «Dass du ein Linker aus der Stadt bist, wird man dir in Adelboden wohl verzeihen. Schwieriger wird es für sie sein zu akzeptieren, dass deine Freundin in Kandersteg lebt.» Der Obmann lachte herzlich und verteidigte den Ruf Adelbodens damit, dass man von hier aus zwischen 1967 und 1987 mit dem Kurdirektor Fred Rubi einen sozialdemokratischen Nationalrat nach Bern geschickt habe (was das Eisenbahnerdorf Kandersteg, das zwar einen Adolf Ogi und einen Albert Rösti hervorgebracht hat, nie schaffte). Später hat Lauber vor der Gemeindeversammlung den Kredit für das Buchprojekt erfolgreich vertreten. An der Buchvernissage im vergangenen Herbst habe ich ihn wieder getroffen. Als wir uns die Hand gaben, sprach er mich ironisch als linken Journalisten an. Ich antwortete, wir hätten «beid Leih ghaute» und habe ihm dafür gedankt.

Auch dieser kulturelle Prozess steht für das, «was in dem, was übrigbleibt, nicht mehr vorhanden ist». Was übrigbleibt und nun vorliegt, ist das «alte» und das «neue» Adelbodenbuch im Schuber. Für Adelboden bedeuten die 3,2 Kilogramm Papier und Karton eine kulturelle Tat, für die Gemeinden im Kandertal etwas, dem man Respekt

zollen wird und für die Restschweiz eine Quantité négligeable, wo bei ich nicht ausschliesse, dass das eine oder andere Unterländer Medium das Adelbodenbuch-Projekt im Ton wohldosiert gönnerhafter Besserwisserei würdigen wird.

*

Weil mit dieser Besserwisserei zu rechnen ist, weil ich sie als einer, der ursprünglich vom Land kommt, kenne und in ihrer nicht selten akademisch gefederten Dünkelhaftigkeit verachte, macht für mich in letzter Zeit die Beschäftigung mit dem Antagonismus zwischen der Kultur von oben und der Kultur von unten wieder aktuell: Dem städtischen Milieu, dem ich heute angehöre, ist kaum bewusst, dass sich der Graben des Misstrauens zwischen Land und Stadt auch deshalb zur Zeit laufend verbreitert, weil es die Seuche dieses städtischen Tons wohldosiert gönnerhafter Besserwisserei gibt. Auch deshalb kann die SVP so wirkungsvoll hetzen gegen die «Classe politique», die man nun auch in der Schweiz aus aktuellem Anlass «Elite» nennt – seit es der US-amerikanischen «Elite» nicht gelungen ist, ihre Kandidatin Hillary Clinton zur Präsidentin zu machen.

Zum Glück wird Adelboden auch weiterhin ärgerlich konservativ stimmen, weil's der konservative liebe Gott des Entschlitals so will. So wissen es die Linken im Unterland doch auch in Zukunft, ohne nachdenken zu müssen, stets besser.

Fredi Lerch, Bern